

Wir brauchen eine neue Risikokultur

Ein Gespräch mit Reinhard Vogt, Leiter der Hochwasserschutzzentrale Köln

Elke Schlepütz

Dr. rer. nat., Leiterin der Öffentlichkeitsarbeit Stadtentwässerungsbetriebe Köln, AöR

Manfred Kasper

Journalist, Köln

Die Hochwasserschutzzentrale hat die wichtige Aufgabe, die Hochwassergefahr für das Kölner Stadtgebiet und die Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt im Bewusstsein zu halten. Geleitet wird sie seit 1995 von Reinhard Vogt, der als eine Art »Hochwasserpapst« gilt. Im Gespräch mit »kompetenz wasser« äußert er sich zu modernem Hochwasserschutz, der Arbeit der Hochwasserschutzzentrale und zu den lokalen und globalen Herausforderungen der Zukunft.

Mit dem Abschluss der Maßnahmen des baulichen Hochwasserschutzes ist ein Meilenstein in Sachen Hochwasserschutz erreicht. Wie beurteilen Sie das Erreichte?

Vogt: Wir haben damit eine Verbesserung von einem etwa 40-jährlichen Hochwasser auf ein 100- bis 200-jährliches Hochwasser erreicht. Man muss mit dem Begriff der Jährlichkeiten dabei natürlich vorsichtig sein, weil er suggeriert, dass man eine Sicherheit hat, die es so absolut gesehen nicht gibt. In jedem Falle haben wir einen deutlich besseren Hochwasserschutz und damit eine viel geringere Gefährdung der Bevölkerung in den betroffenen Gebieten.

Zugleich müssen wir den Bürgerinnen und Bürgern aber immer noch deutlich machen, dass es keinen absoluten Schutz gibt. Man sollte sich also nicht zurücklehnen und sagen, damit sind wir ein für allemal auf der sicheren Seite. Ein solcher Schutz – so gut er auch ist – ist kein Freibrief für unbedarftes Verhalten.

Wie kann man das, was in Köln nun geschafft worden ist, einordnen?

Vogt: Ich glaube, es ist eine große Leistung, die europaweit Anerkennung findet. Zugleich muss ich aber auch sagen, dass Köln damit einen Nachholbedarf gedeckt hat. Am Gesamtrhein – ausgenommen gewisse Bereiche des Mittelrheins – haben wir ansonsten bereits einen deutlich besseren Hochwasserschutz. So haben Sie ab Düsseldorf einen 300- bis 500-jährlichen Schutz, südlich von Bingen liegen wir zwischen einem 200-jährlichen und einem 1000-jährlichen Schutz. Dabei müssen Sie allerdings bedenken, dass Köln aufgrund der Lage – sowohl topografisch als auch städtebaulich – schon immer mehr mit dem Hochwasser leben musste.

Noch eine Ergänzung: Das Ganze ist – wie ich schon sagte – europaweit anerkannt, und zwar als Hochwasserschutzkonzept. Es geht also um den Gesamtansatz: um den baulichen Hochwasserschutz, aber auch um die Freihaltung von Überschwemmungsgebieten, die Schaffung von Rückhalteräumen etc. – und das alles eingebettet in Maßnahmen, die von anderen Dienststellen der Stadt durchgeführt werden. Dabei spielen die Renaturierung von Bächen, die Niederschlagsversickerung und beispielgebend die Bewusstseinsbildung eine wichtige Rolle.

Muss moderner Hochwasserschutz heute ganzheitlich denken?

Vogt: Unbedingt. Es macht keinen Sinn, Maßnahmen des baulichen Hochwasserschutzes durchzuführen, ohne die Bevölkerung über dessen Grenzen zu informieren. Dazu gehört auch, dass man entsprechende Angebote macht, zum Beispiel indem man die Bürgerinnen und Bürger darüber informiert, was sie auf ihren Grundstücken tun und lassen sollten, Gefahrenkarten veröffentlicht und vieles mehr. Wir haben in Köln seit mehr als 70 Jahren für den Hochwassereinsatz ein »Hochwasserkochbuch«, das in dieser Form einmalig ist. Hier findet man einen Überblick über das, was man tun kann und sollte. Schon in den 1930er Jahren hat man übrigens acht Telefone als eine Art »erste Hotline« eingesetzt. Ich finde das beeindruckend. Aber ich denke, den größten Schritt haben wir mit dem Hochwasserschutzkonzept gemacht. Dabei finde ich es besonders erwähnenswert, dass die Bürgerinnen und Bürger von Beginn an sehr aktiv eingebunden wurden. Das hat sicherlich dazu beigetragen, dass es bei der baulichen Umsetzung nur wenige Schwierigkeiten gab. Die hatte man bereits im Vorfeld ausgeräumt. Die Akzeptanz für die Maßnahmen war sehr groß.

Wir haben in Köln einen dreistufigen Hochwasserschutz, der von 10,70 Meter Kölner Pegel (m KP) je nach den entsprechenden räumlichen Anforderungen und Möglichkeiten über 11,30 m KP bis zu 11,90 m KP reicht. Aus meiner Sicht ist das eine optimale Lösung, weil man den Hochwasserschutz immer an die zu schützenden Objekte anpassen sollte. Das ist hier vorbildlich geschehen. Im Übrigen: Wenn es am Gesamtrhein einen gestuften Hochwasserschutz gäbe, bräuchten wir in Köln gar keinen 200-jährlichen Schutz.



Der bauliche Schutz erhöht nun also das Gefühl der Sicherheit: Was heißt das denn für die Arbeit der Hochwasserschutzzentrale?

Vogt: Das ist eine gute Frage. Der Hochwasserschutz in dieser Form kann ja nur gewährleistet werden, wenn alle Maßnahmen auch funktionieren. Es macht keinen Sinn, viel Geld für den baulichen Hochwasserschutz auszugeben, wenn die richtigen Maßnahmen nicht zum richtigen Zeitpunkt getroffen werden, wenn sie nicht koordiniert ablaufen. Ein gutes Beispiel dafür ist das Hubtor in Rodenkirchen. Hier gilt es in jeder Situation neu zu entscheiden, wann man das Tor schließt, denn dies hat zur Folge, dass Maßnahmen im Kanalnetz getätigt werden, die ihrerseits koordiniert werden müssen. Wir bestimmen also den Zeitpunkt der Durchführung einzelner Maßnahmen: eine Aufgabe, die wie eine Art »Regiearbeit« ist.

Hinzu kommt ein Bereich, den ich eigentlich für den allerwichtigsten in der Arbeit der Hochwasserschutzzentrale halte: Es geht darum, ein Bewusstsein für die Gefahren des Hochwassers zu schaffen und vor allem zu halten. Das wird jetzt vermutlich noch schwieriger werden, weil es etwas anderes ist, ob eine Bedrohung oder ein Schutz unmittelbar vor Augen ist. Die neue, verbesserte Situation schafft also zugleich auch neue Herausforderungen für die Sensibilisierungsarbeit.

Auch der Umgang mit Retentionsräumen hat viel mit Sensibilisierung zu tun. Hier ist ein Denken über lokale und regionale

Grenzen hinaus vonnöten. Wie steht es denn um das Thema Retentionsräume am Rhein?

Vogt: Die Ziele, die im Aktionsplan der Internationalen Kommission zum Schutz des Rheins für das Gesamteinzugsgebiet des Flusses erarbeitet wurden, werden bislang nicht erreicht. Für Köln würde es – bezogen auf eine fiktive Hochwasserwelle – einen Unterschied von sechs bis neun Zentimetern machen, wenn man die vorhandenen Retentionsräume am Rhein richtig fluten würde. Das geschieht jedoch noch nicht in dem Maße. Parallel arbeitet man daran, neue Retentionsräume zu planen und zu entwickeln. Die Umsetzung ist oft nicht einfach. Klar ist, dass es Retentionsräume wären, die umsetzbar sind, aus ökonomischen oder politischen Gründen verzögert sich die Realisierung aber häufig. Doch selbst wenn wir alle geplanten Retentionsräume umsetzen würden, könnten wir die Ziele nicht erreichen. Das heißt: Aufgrund der Retentionsräume am Rhein reduziert sich die Hochwassergefährdung zwar – dies geschieht aber nicht in dem Maße, wie es einmal angedacht war. Mehr noch: Im Prinzip frisst die Klimaänderung diese Verbesserungen wieder auf.

Stichwort Klimawandel: Müssen wir für die Zukunft mit anderen Dimensionen von Hochwassergefahren rechnen?

Vogt: Die Klimauntersuchungen haben sich hinsichtlich ihrer Verlässlichkeit in den letzten Jahren immer weiter verfestigt. Dabei ist unstrittig, dass die Hochwassergefahr steigt, dies je-



Luftbild des Retentionsraumes in Köln Porz-Langel

doch in konkreten Zahlen zu benennen, ist fast unmöglich. Es ist unumstritten, dass wir sehr viel mehr Winterniederschläge und trockenere Sommer haben werden. Ein Hochwasser entsteht jedoch meist durch eine Wellenüberlagerung. Daher ist es schwer vorherzusagen, wie groß die Gefahr konkret sein wird.

Welche Konsequenzen hat das?

Vogt: Wir müssen eine neue Risikokultur entwickeln. Wir sollten es schon genießen, dass wir jetzt in Köln einen besseren Hochwasserschutz erreicht haben, wir dürfen uns aber nicht darauf ausruhen. Wir werden auch in Zukunft mit der Gefahr von Hochwässern leben müssen.

Der Klimawandel ist ein globales Phänomen. Das gilt auch für Hochwasser. Durch ihre Projekte sammeln Sie fast überall auf der Welt Erfahrungen mit Hochwasser. Welche Eindrücke hinterlässt das bei Ihnen?

Vogt: Ganz viele verschiedene. Im Jahr 2006 beispielsweise gab es das dritte verheerende Elbhochwasser innerhalb von fünf Jahren. Ich konnte damals überhaupt nicht verstehen, dass man dort noch mit Sandsäcken arbeitete – eine Kritik, die mir eine Menge Ärger eingebracht hat. Prinzipiell denke ich jedoch: Es kann nicht sein, dass wir immer noch mit Sandsäcken arbeiten, während es weltweit mittlerweile hoch entwickelte Systeme gibt. Ich sehe mich da manchmal wie eine Art Antreiber. Vor allem weil die Sicherheit durch andere Systeme erheblich höher sein kann. Die Leute können sich weit besser schüt-

zen als sie es häufig tun. Wir haben in diesem Sinne eine Reihe von Meilensteinen gesetzt und werden das auch weiter tun.

Was hat Sie denn von dem, was Sie bisher gesehen haben, in Sachen Hochwasserschutz am meisten beeindruckt?

Vogt: Oft habe ich Hochwasserschutzanlagen gesehen, die kein Eigentümer in Deutschland akzeptieren würde. Eine einfache Betonwand als Hochwasserschutzwand. Da haben wir schon ganz andere Ansprüche an unsere Schutzmaßnahmen. So sind wir absolut führend im Einsatz von mobilen Hochwasserschutzwänden. Und wir haben mit Sicherheit ein Hochwassermanagement in der Praxis entwickelt, wie es nirgendwo sonst auf der Welt zu finden ist.

Aber auch andere lernen hinzu. Es gibt eine Reihe von Projekten, von denen wir wiederum lernen können. So ist nach den Hochwässern an der Elbe viel passiert. Nehmen Sie das Beispiel Dresden. Dort sind Dinge in der Umsetzung, die zwar bei uns im Hochwasserschutzkonzept stehen, von deren Realisierung wir aber noch weit entfernt sind. Ein anderes Beispiel ist Prag. Hier gab es seit 100 Jahren noch nicht einmal ein zehnjährliches Hochwasser. Das führt zu einem Bewusstsein nach dem Motto »uns kann nichts passieren«. Dann waren Vertreter der Stadt Prag in Köln und haben sich über den Hochwasserschutz und andere wasserbauliche Maßnahmen informiert. Ich war auch selbst in Prag und habe die Problematik geschildert, dass wir 1993 relativ unvorbereitet waren. Daraufhin hat man dann in Prag einen mobilen Hochwasserschutz aufgebaut, obwohl man nicht konkret gefährdet war. Also eine Bewusstseinsbil-

derung ohne eigentliche Betroffenheit. Als dann 2002 das Hochwasser kam, war man gut vorbereitet. Zumindest in diesen Bereichen.

Wie wichtig ist der internationale Austausch?

Vogt: Die internationale Zusammenarbeit wird immer wichtiger. Hier können wir noch eine Menge tun. Eine Einrichtung wie das HochwasserKompetenzCentrum (HKC) kann hier durch Netzbildung viel bewirken. Zudem kommt hier der ganzheitliche Ansatz zum Tragen, bei dem unterschiedlichste Akteure gemeinsam an den Problemen des Hochwasserschutzes arbeiten. Dabei profitiert letztlich jeder vom anderen. Ein Miteinander darf nicht heißen, dass man nur über Fachgrenzen gemeinsam an die Thematik herangeht, sondern auch über Städte- und Ländergrenzen. Das ist etwas, das man nur Schritt für Schritt entwickeln kann.

Eine abschließende Frage: Sie geben Ihr Wissen über Hochwasserschutz ja weltweit weiter. Wie unterschiedlich sind die Situationen, mit denen Sie dabei konfrontiert werden?

Vogt: Man holt die Leute immer da ab, wo sie stehen. Ich war

vor kurzem in Thailand. Abgesehen davon, dass man selbst erst einmal ein Gefühl dafür entwickeln muss, welche Probleme und Maßnahmen dort am dringlichsten sind, geht es häufig um einfachste Dinge, was den Umgang mit und das Verhalten bei Hochwassergefahren betrifft. So mussten wir erst einmal eine Möglichkeit schaffen, um festzustellen, wie sich der Wasserstand überhaupt verändert. Als eine der ersten Aktionen haben wir eine Pegellatte installiert, die jetzt morgens und abends von einer Schule vor Ort abgelesen und ausgewertet wird.

Bewusstseinsarbeit orientiert sich immer an den Verhältnissen im Umfeld. So haben wir in Thailand einen Wettbewerb durchgeführt, um wichtiges Grundwissen zum Thema Hochwasser zu vermitteln. Dazu wurden Utensilien, die man bei Hochwasser braucht oder eben auch nicht braucht, ausgelegt – 20, 30 Gegenstände von Batterien und Kerzen bis zur Kravatte und zum Fußball. Ich war schon sehr erstaunt, dass die Thailänder fast alle den Fußball auswählten, und fragte natürlich, warum sie dies taten. Die Antwort war eigentlich simpel: In Thailand kann kaum jemand schwimmen. Sich den Fußball unter die Brust zu klemmen, erscheint als eine ideale Schwimmhilfe.

Vielen Dank für das Gespräch.

HOBAS Rohre GmbH
Neubrandenburg
Gewerbepark 1/Hellfeld
17034 Neubrandenburg
Telefon 0395 4528-0
Telefax 0395 4528-100

www.hobas.de

Universelle Rohrleitungssysteme aus GFK



**Stauraumkanäle | Abwassersysteme | Brückenentwässerung
Druckleitungen | Trinkwassersysteme | Brunnenrohre
Schächte und Bauwerke | Sonderkonstruktionen | Relining | Vortrieb**

Sanierung von Sonderprofilen in Köln, Th.-Heuss-Ring und Kennedy Ufer

